Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 32

Artikel: Sieben kehren heim [Fortsetzung]
Autor: Renaud, Jeanne
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648344

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SIEBEN KEHREN HEIM

JEANNE RENAUD

14. Fortsetzung

Die Betrogenen dieses Krieges scheinen mir in erster Linie die Frauen zu sein. Die Frauen auf der ganzen Welt. Sie gaben ihre Männer, Brüder, Väter, um sie für die Freiheit und den Frieden kämpfen zu lassen. Aber dieser Friede, den sie erträumten, liess sich nicht betrügen. Er liess sich nicht mit Blut bezahlen.

Köln, den .... 1945. Fünf Tage lang schrieb ich nicht in mein Tagebuch; denn im Gefängnis bekam ich nichts zum schreiben. Ach, ja, ich muss chronologisch beginnen:

Ich schlenderte also durch die Strassen der Stadt und hatte dazu den Auftrag von Frau F., unsere Brotration zu holen. Mehrere Stunden stand ich vor einem Bretterverschlag Schlange, wo das Brot verteilt werden sollte. Aber als ich an der Reihe war, gab es kein Brot mehr. Wir sollten morgen wieder kommen.

Einige Frauen weinten. Einige wurden ohnmächtig vor Hunger und Verzweiflung. Mich packte Zorn, denn ich dachte an die F's, deren Brot seit Tagen zu Ende war und an die hungrigen Augen des Kindes.

So ging ich weiter der Strasse entlang, geschoben von einer Menge von Menschen, die zum nächsten Brotladen wollten. Es waren auch einige Fremdarbeiter darunter, und eigentlich waren sie es, die die Frauen aufhetzten, sich das Brot einfach zu nehmen. Ich sah in den Augen dieser Verschleppten echtes, menschliches Mitleid.

Ich liess mich also von der Menge mittreiben, und wir langten an dem Brotladen an. Er war verschlossen.

Ich kann heute nicht mehr sagen, ob es wirklich so war, aber es roch plötzlich nach frischgebackenem Brot. Es ist möglich, dass es sich nur um eine Einbildung unserer überreizten Nerven handelte, aber wir alle spürten deutlich den Brotgeruch. Der Laden blieb verschlossen.

Die Menge schrie wild durcheinander und einer der Fremdarbeiter begann an der Brettertüre zu rütteln.

Plötzlich verlor auch ich alle Vernunft und alle Ueberlegung. Nur noch ein Wunsch beherrschte mich: Brot zu besitzen, um es nach Hause tragen zu können! Brot! Ich sah die braunen, knusperig gebackenen Laibe vor mir und ich begann mit meinem Stock, den ich seit einiger Zeit wieder benützen muss, in der Luft zu fuchteln. Brot!

Die Menge begann zu heulen, die Brettertür wurde eingeschlagen, wir drängten uns hinein, als gelte es das Leben. Auch ich trug einen Laib Brot davon. Ich hielt diesen kostbaren Schatz sorgsam an mich gedrückt und stiess einen alten Mann unsanft beiseite, der es mir weinend abbetteln wollte. Dann erschienen alliierte Soldaten und trieben die Menge auseinander. Alle, die ein Brot trugen, wurden festgenommen. Während wir, eskortiert von den Soldaten, wie blind vorwärts liefen, begannen einige hastig das Brot zu verschlingen, denn es hiess, alle sollten als Plünderer sofort erschossen werden. Sie wollten aber vorher ihren Hunger stillen und das Brot essen, für das sie sterben sollten.

Ich humpelte an meinem Stock mit, und meine Gedanken waren seltsam. Ich empfand Genugtuung, zu leiden, ja gar zu sterben. Ich war zum ersten Male seit langer Zeit wieder glücklich und ruhig.

Man erschoss uns nachher nicht. Man sperrte uns vorläufig nur ein.

Als man meine Papiere betrachtet hatte, sah man mich erstaunt an und fragte mich, wie ich dazu käme, Brot zu stehlen. Ich sagte die Wahrheit, aber ich glaube, man hielt mich wiederum für verrückt. Nur einer der Offiziere, ein junger blonder Mensch, drückte mir die Hand, bevor ich hinausgeführt wurde.

Nun sass ich in einer Zelle, und mir war, als sei ich endlich nach Hause gekommen. Alles war vertraut, ruhig und gut. Man gab mir zu essen, und ich hatte Hunger. Ich ärgerte mich darüber und wollte das gute Essen wieder ausspeien, aber mein Körper wollte essen, um zu leben. Ich hasste meinen Körper, aber es nützte nichts, er war stärker als ich.

Am vierten Tage endlich begann mein Geist wieder klar zu werden. Da wollte auch mein Geist leben. Ich war dem Nihilismus noch nicht zum Opfer gefallen.

Ich beschloss, zuerst in die Heimat zurück, dann wieder hinauszugehen. Ich will alle Länder Europas bereisen, um das Elend dieser Welt zu sehen. Denn nur wenn wir sehen lernen, werden wir auch handeln lernen. Ich begriff, dass man nicht fähig ist zu helfen, wenn man selbst dem Elend, der Hoffnungslosigkeit verfällt. Mein Freund Ullmann sagte einmal:

«In unserer unzerstörten Heimat und in der Liebe zu ihr finden wir die Kraft, um Europa zu helfen. Jeder auf seine Art und in seinem Lebenskreis.»

Jetzt sehe ich ein, dass er recht hatte.

Nach fünf Tagen hat man mich nun herausgelassen. Man schüttelte den Kopf und jener junge blonde Offizier lächelte mir zu, wie man einem Kinde zulächelt, das aus Liebe eine Dummheit begangen hat.

Als ich bei F's anlangte, empfingen sie mich mit Tränen der Rührung. Ein grosser, blonder alliierter Offizier sei eines Abends dagewesen, habe ihnen ein Brot gebracht und dazu gesagt:

«Ihr Freund schickt es Ihnen!»

Nun verstand ich erst wirklich sein Lächeln!

Jetzt begreife ich mehr denn je, die grossen Schöngeister, die allem Elend dieser Welt zum Trotz immer wieder die These aufstellten: «Der Mensch ist gut!»

Es ist nicht wahr, wenn die Philosophen, die allesamt Zyniker sind, behaupten, dass der Mensch von Grund auf böse sei. Das Gegenteil ist der Fall. Der Mensch ist von Natur gut, nur die Umstände wecken schlechte Eigenschaften in ihm. Ich sehe auch keine Logik in der Feststellung, dass der Mensch das einzige Lebewesen auf Erden sein soll, das charakterlich minderwertig ist. So behaupte ich: Der Mensch ist gut! —

Köln, den ..... 1945. Heute begleitete ich F., als er fortging, um in den Strassen zu spielen. Ich tat es, um den Kelch bis zur Neige zu leeren, um zu fühlen, wie es ist, wenn man in den Strassen den Hut aufhält, damit die Vorübergehenden Geld hinein werfen. Aber es kam ganz anders, als ich gedacht hatte. Es war ein sonniger, warmer Herbsttag. Wir begaben uns sogleich an eine bestimmte Strassenecke, an der, wie wir wussten, die meisten Leute vorübergehen.

Aus Steinen eines zertrümmerten Hauses bauten wir uns einen Sitz und legten eine Decke darauf, die wir mitgebracht hatten. Die Sonne schien freundlich auf uns nieder, und F. begann ein Wienerlied zu spielen, um das ich ihn bat. Die Frauen, die vorüber hasteten, mit gesenktem Blick, gingen langsamer. Manche wandten den Kopf. Hier und da blieb sogar eine stehen, oder sie warf ein Geldstück in meinen Hut, den ich ihr entgegenhielt. Es war gar nicht schwer. Ich lächelte, wenn ein Geldstück in meinen Hut fiel und bedankte mich.

Warum fällt es nur manchen Menschen so schwer, «danke» zu sagen? Sie behaupten, sie könnten es nicht aus Stolz. Aber das ist nicht wahr. Sie vermöchten es nicht, weil sie an Hochmut leiden: denn wirklicher Stolz setzt wahre Demut voraus. —

Nach einer Weile erschien ein Kind. Es sah hungrig aus und traurig, wie alle Kinder hier. Es blieb stehen. F. spielte gerade den Donauwalzer. Plötzlich lächelte das Mädchen. Auf seinem alten Gesichtchen erschien ein Leuchten, so dass F. und ich am liebsten geheult hätten.

Das Kind bohrte mit der Fußspitze im Strassenschmutz und sah uns bittend an, und F. spielte, als gälte es das Leben. Plötzlich waren zwei, drei, vier und sechs Kinder da. Ich bat F., einen Ringelreihn oder ein Kinderlied zu spielen. Er tat es. Die Kinder fassten sich an den Händen und spielten Ringelreihn!

Mit ihren hungrigen Gesichtlein, ihren dünnen Beinchen, tanzten sie im Kreise herum. Für eine kurze Weile vermochten sie Hunger, Trümmer und Vergangenheit zu vergessen, um richtige Kinder zu sein. Endlich

spielte F. wieder etwas Ruhiges, damit die Kleinen sich nicht zu sehr anstrengten und etwa zu hungrig würden.

Als er aufhörte, knickste die Schar und war in ihren Kellerlöchern verschwunden, wie sie gekommen war.

Wir sassen schweigend auf unserem Platz. Dann sah ich in meinen Hut. Es lag eine Mark aus Papier darin. Eines der Kinder? Ein Erwachsener, den wir nicht bemerkt hatten? Wer mochte das Geld gegeben haben? Ach, wir glaubten beide in diesem Augenblick, der liebe Gott habe es vom Himmel fallen lassen!

Ich begreife nun F., der oft mit einem so glücklichen Lächeln im Gesicht von seinem Strassenspiel kommt. «Der Mensch ist gut!» Wer wagt es zu bestreiten? — Der Maler verharrte lange Zeit mit den Tagebuchblättern in den Händen, während die Dämmerung ins Zimmer sank. Sein Freund war ihm so nahe. Er lächelte; denn er war sicher, dass die Tagebücher Honeggers aus allen Gebieten Europas diesem da ähneln würden, wie ein Ei dem andern. Wie tröstlich zu wissen, dass es Menschen wie Honegger auf dieser Erde gab!

15. Kapitel

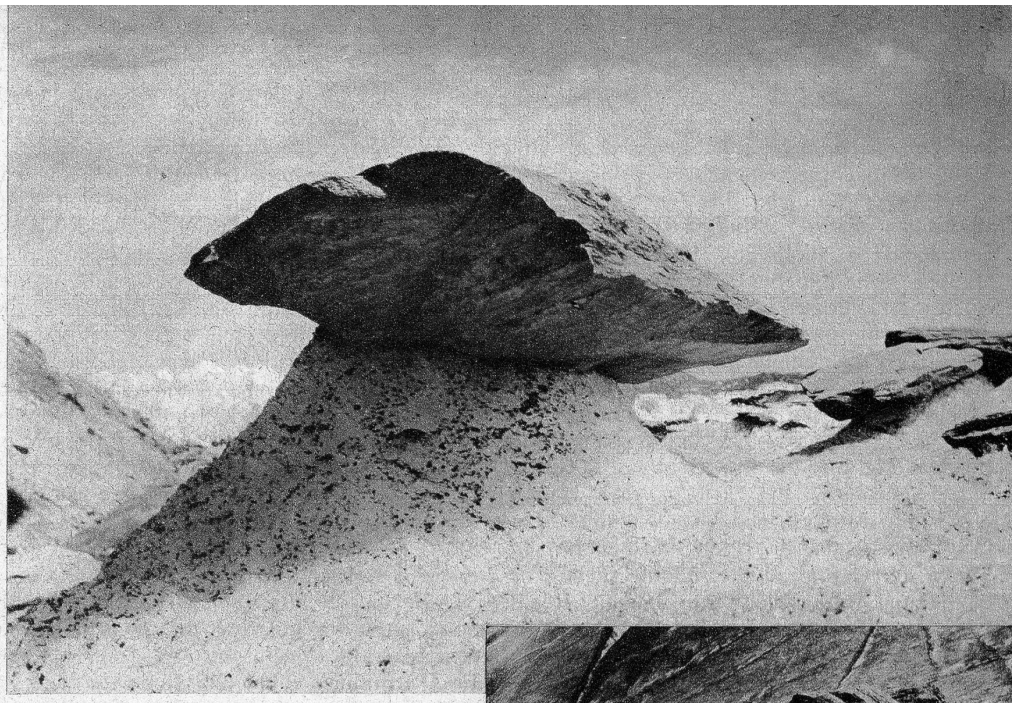
Es gelang Ullmann tatsächlich, auf den Dezember für Sybil ein Konzert in einem der kleineren Konzertsäle der Stadt zu arrangieren. Ein beträchtliches Entgegenkommen aller beteiligten Stellen, nicht zuletzt des Vermieters des Saales, ermöglichten das Zustandekommen. Nur zu gern hätte der Maler Sybil sofort von seinem Erfolg in Kenntnis gesetzt, aber seltsamerweise scheute er sich vorläufig, ihr sein Glück mitzuteilen.

Sie war ihm ständig ausgewichen. In jenen kurzen Augenblicken, in denen sie sich in den letzten Wochen sprachen, hatte so viel Fremdes, Ungeklärtes und Unausgesprochenes zwischen ihnen gestanden, dass auch Ullmann sich zurückhaltender zeigte, als es eigentlich seiner Art entsprach.

Seine Furcht, Sybil zu verletzen, zu erschrecken und damit zu verlieren, war so gross, dass er ihr gegenüber einen beträchtlichen Teil seiner unbekümmerten Selbstsicherheit einbüsste. Er überlegte, dass sie es als Einmischung in ihre eigenste Sphäre betrachten könne, wenn er für sie in einer so wichtigen Angelegenheit gehandelt hatte. Ja, sein Kleinmut war bereits von solcher Art, dass er befürchtete, sie könne glauben, er wolle sie verpflichten, indem er ihr Gefälligkeiten erwies.

So schwieg er vorerst noch. Er besass tiefes Vertrauen in Sybils Können. So hielt er es für überflüssig, dass sie sich monatelang auf dieses Konzert vorbereitete. Ueberdies hatte sie ihm einmal die Kritiken eines Londoner sowie eines Budapester Konzertes gezeigt, die vor ihrer Ehe stattgefunden hatten. Er war sicher, dass ihr Erfolg in Zürich der gleiche wie damals sein werde.

Ihm fiel ein, dass sie einmal bemerkt hatte, Géran habe ihr mit dem Augenblick der Heirat das Spielen verboten. Welch grenzenloser Egoismus lag darin, ein Talent wie Sybil es besass, zu unterdrücken! Welche anmassende männliche Eitelkeit! Oder waren es sogar Minderwertigkeitsgefühle, Un-



Gletschertisch auf dem grossen Aletschgletscher

Gletscher-Pilze

Unsere Leser wissen, dass dies natürlich keine richtigen Pilze sind, sondern dass sie nur grosse Aehnlichkeit mit Pilzen haben, denn es handelt sich um Gletscher-Tische, oder auch Eis-Tische genannt. Diese entstehen durch das Schmelzen der Eisoberfläche infolge der Sonnenwärme. Unter die Steinplatten hat die Sonne aber keinen oder nur wenig Zutritt, so dass diese schliesslich so erhöht stehen wie ein Weinglas auf dem Kelch.

Es soll schon Unglücke gegeben haben, indem unvorsichtige Touristen auf Gletschertischen ihr Picknick einnehmen wollten und dabei den Stein aus dem Gleichgewicht und zum Abrutschen brachten. Es ist bestimmt keine Kleinigkeit, wenn ein viele Zentner schwerer Stein ein Bein festklemmt.

Freut euch also an diesen Wundern der Natur ohne sie zu besteigen! (Photos O. Furter)

In ausgerundeten Bogen nimmt der gurgelnde Gletscherbach seinen Lauf (Aletschgletscher)

Zwei Gletscherpilze auf dem Aletschgletscher

sicherheit, das Bewusstsein eigener Unzulänglichkeit gewesen?

Sybil hatte sehr jung geheiratet, aber nichtsdestoweniger erschien es Ullmann beinahe unverständlich, dass sie sich Gérans Wünschen derartig gefügt hatte. Etwas wie Eifersucht beschlich ihn. Hatte Sybil ihren Mann so sehr geliebt? War hier der Schlüssel für ihr Verhalten ihm gegenüber zu finden? Warum packten ihn nur so viele Zweifel? War das immer der Fall, wenn man wirklich liebte? Oder war es ein Zeichen, dass er Sybil nicht wahrhaft vertraute?

Einer seiner Freunde hatte einmal die Behauptung aufgestellt: «Nichts im Leben ist individuell ausser der Liebe!» Aber stimmte diese Behauptung? Eines schien ihm jedenfalls festustehen, dass Sybil bisher für ihn keines der Gefühle hegte, für die Liebe Voraussetzung war. Nichts gab ihm das Recht, von ihr zu erforschen, ob sie noch Gérans nachtrauerte, oder ein anderer Mann ihr Interesse erweckt hatte.

Er ertappte sich bei dem Gedanken, dass Sybil eine leidenschaftliche, junge Frau sei, mit einem gesunden Körper, wie andere Frauen. Vermochte sie nach einer Periode normalen Ehelebens plötzlich auf die natürlichen Beziehungen zwischen Mann und Frau zu verzichten? Aber er wies diesen Gedanken sofort weg von sich. Es schien ihm profan in Verbindung mit Sybil auch nur Aehnliches zu denken. So verfiel er dem Fehler aller Männer, die glauben, dass die von ihnen Geliebte eine Art unnatürliches Einzelwesen darstelle, das erst in ihren Armen zum wirklichen Leben erwache.

Zum Glück war Ullmann kein geborener Grübler. Es lag ihm zu handeln und dem Leben positiv und optimistisch gegenüberzustehen. So schob er immer wieder seine trüben Gedanken in der Hoffnung beiseite, es werde sich alles zum Guten wenden, man müsse die Dinge nur reifen lassen und Geduld zeigen. Ueberdies beschäftigten die Vorbereitungen für die am 15. Oktober beginnende Ausstellung den Maler so sehr, dass ihm zum Glück nur wenig Zeit zum Nachdenken verblieb.

Einige Tage bevor die Bilder in die Ausstellungsräume geschafft werden sollten, besuchte Frau Alice Brunner das Atelier. Sie hatte sich längere Zeit nicht bei Ullmann blicken lassen. Um so erstaunter war der Maler, nicht nur Frau Alice frisch, jugendlich und lebhaft wie immer sein Atelier betreten zu sehen, sondern in ihrem Gefolge dazu einen jungen Mann zu entdecken, den Frau Alice mit einem für ein feines Ohr leicht zu erkennenden Unterton von Zärtlichkeit in der Stimme, als den Schriftsteller Henri Wilk vorstellte.

Während Ullmann die Besucher ins Atelier führte, musterte er neugierig den jungen Mann, der Frau Brunner begleitete. Belustigt dachte der Maler daran, dass man seit einiger Zeit munkelte, Frau Brunner habe einen neuen Favoriten, der schlechte Romane und noch schlechtere Gedichte schreibe und den sie zu fördern trachte.

Ullmann hatte die Wahrheit dieses Geflüsters insofern bereits festgestellt, als er selbst in letzter Zeit von Frau Alice weit weniger als bisher für Tees, Partys, Spaziergänge oder ähnliche zeitraubende Angelegenheiten beansprucht wurde.

Der Herr, der Frau Alice heute begleitete, hatte zum mindesten äusserlich etwas Künstlerisches an sich. Er trug sein Haar auffallend lang und glatt über den Kopf gelegt, auch hatte er einen interessant verbeulten Hut mit widernatürlich breiter Krempe im Vorraum an die Garderobe gehängt. Er kleidete sich betont salopp und seine Krawatte war in Form und Farbe geradezu aufregend zu nennen. Ansonsten handelte es sich um einen hübschen, blonden jungen Mann, der in normaler Aufmachung einen gut präsentierenden kaufmännischen Angestellten abgegeben hätte.

Frau Alice steuerte energisch auf die Staffelei zu, auf der Ullmann mit ein paar raschen Griffen ihr Portrait aufstellte.

«Sehen Sie, Henri» (Ullmann vermutete stark, dass der junge Mann eigentlich Heinrich heisse!), «sehen Sie nur, Henri», sagte Frau Brunner, «habe ich Ihnen zu viel erzählt? Es ist das vorteilhafteste Bild, das jemals von mir gemalt worden ist und eines der besten Portraits, die wir in der Schweiz überhaupt besitzen!»

Während Ullmann sich höflich dankend verneigte, betrachtete Henri das Portrait mit verzückter Miene.

«Sie sehen bezaubernd darauf aus, Alice. Wenn es auch naturgemäss schwierig sein muss, Ihren Charme nur annähernd mit dem Pinsel festzuhalten.»

Frau Alice lachte begeistert. Ullmann blickte sie an und fand, dass Henri gar nicht so unrecht habe mit seinem platten Kompliment. Ja, dass es ihn eigentlich ärgere, dass sie diesen nichtssagenden, grünen Burschen ihm vorziehe, obgleich Ullmann sich eingestand, in den letzten Wochen nicht besonders liebenswürdig gewesen zu sein.

Ullmann bereitete Tee, und sie setzten sich plaudernd. Das heisst, Henri beanspruchte das Feld der Konversation ausschliesslich für sich und dazu, das vermeintliche Licht seines Geistes gehörig leuchten zu lassen.

Zuweilen blickte er mit einem versonnenen Blick vor sich hin, der ihm vermutlich in besonderem Masse für Dichter typisch erschien.

«Es ist bedauerlich», lächelte er soeben den Maler an, «dass wir Schriftsteller in gewisser Weise käuflich sein müssen. Darunter leidet die Qualität und ein Genie wird sich unter diesen Umständen kaum entwickeln können.»

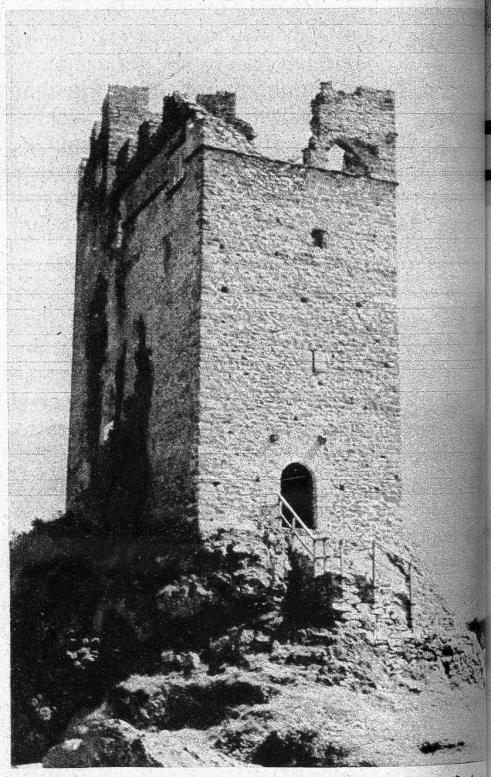
Ullmann nickte zustimmend, obgleich er der Meinung war, dass die dynamische Kraft eines Genies sich unter allen Umständen durchzusetzen verstände und dass verkäufliche Ware nicht immer schlechte Ware zu sein brauche. Er hatte jedoch keine Lust, sich mit dem in sich sebst vernarrten Jüngling in ein Gespräch über das Genie einzulassen.

«Ein käufliches Buch zu schreiben, ist nicht allzu schwer», fuhr Henri fort. «Man nehme ein hübsches Mädchen, einen ältlichen Trottel, der sie heiratet, und einen netten jungen Mann, der sie liebt. Dazu einen Spielsalon, einen Ozeandampfer sowie möglichst eine Südseeinsel. Dazu eine rothaarige Rivalin mit grünen Augen. Man mische das Ganze und stelle als Kulisse einen kleinen Weltkrieg dahinter, und der spannende, verkäufliche Roman ist fertig!»

Ullmann wusste nicht, sollte er lachen oder dem Grünschnabel eine scharfe Rüge erteilen. Er zog schliesslich das erstere vor und machte sich im übrigen, während er Frau Alice und Henri hinausbegleitete, eigene Gedanken über die Blindheit, mit welcher jegliches Geschlecht in dem Augenblick geschlagen wird, in dem Verliebtheit es befällt.

Frau Alice, die bisher bemerkenswert selten zu Worte gekommen war, wandte sich Ullmann in der Türe noch einmal zu:

«Ich brachte in Erfahrung, dass keiner



Das Wahrzeichen von Wartau ist eine mächtige Ruine

der Künstler ausser Ihnen ein Portrait ausstellen wird. So muss mein Bild Aufsehen erregen, wie Sie sich vorstellen können.»

Sie nickte ihm freundlch zu und ging. Ullmann stand recht betreten da. Erinnerte er sich doch nun genau, dass er bei Beginn ihrer Bekanntschaft Frau Alice versprochen hatte, ihr Portrait werde das einzige Frauenbildnis sein, das er auf die Ausstellung geben wolle.

Inzwischen hatte er aber auch Sybil gemalt, und war sich bewusst, dass ihr Bild seine beste Arbeit darstellte.

Er beabsichtigte keinesfalls, etwa Sybils Portrait zugunsten desjenigen von Frau Alice Brunner zurückzustellen. Er seufzte und dachte einen Augenblick recht unfreundlich von den Frauen im allgemeinen, und solchen wie Frau Brunner im besonderen.

Mit seinem gewohnten Optimismus setzte er sich schliesslich über die ganze Angelegenheit hinweg und hoffte, Frau Brunner werde, da sie ihr persönliches Interesse glücklicherweise einem anderen zugewendet hatte, das Erscheinen von Sybils Bild nicht mehr allzu tragisch nehmen.

(Fortsetzung folgt)